

Vermittlung und Gedächtnis. Zur biographischen und intergenerationalen Weitergabe des Nicht-Erzählten

Maria Pohn-Lauggas

In seiner Ausdifferenzierung von Maurice Halbwachs' Konzept des kollektiven Gedächtnisses führte Jan Assmann bekanntlich den Begriff des kommunikativen Gedächtnisses ein, um damit jener »Spielarten des kollektiven Gedächtnisses« habhaft zu werden, »die ausschließlich auf Alltagskommunikation beruhen« (1988: 10). Eine Form des kommunikativen Gedächtnisses ist das Familiengedächtnis, für dessen Konstituierung Kommunikation naheliegender Weise zentral ist: Familiäre Dialoge – sei es beim Tischgespräch oder im Austausch zwischen den Generationen – nehmen Bezug darauf, fixieren das Familiengedächtnis auf Zeit oder verändern es auch. In diesem Beitrag lenke ich jedoch die Aufmerksamkeit auf eine andere Form der Vermittlung der Familienvergangenheit, die insbesondere dann bedeutsam wird, wenn die Familie von kollektivgeschichtlichen Gewalterfahrungen betroffen ist. Erlebnisse massiver (kollektiver) Gewalt können aufgrund von Traumatisierung, diskursiven Tabuisierungen und von Schuld- und Schamabwehr nicht oder nur schwer erzählt werden. Sie werden aus diesem Grund nicht Teil des kommunikativen Gedächtnisses; als das Nicht-Erzählte sind sie im Schweigen, in den Erzählpausen und in Andeutungen jedoch präsent. Deutlich wird dies in Überlebenden- und Opferfamilien der nationalsozialistischen Verfolgung, wenn etwa Nachkommen nicht über den genauen Grund der Verfolgung sprechen, wie sich dies in Familien zeigt, die als »asozial« oder »kriminell« verfolgt wurden (Kranebitter/Pohn-Lauggas 2022; Schäfer/Pohn-Lauggas/Kranebitter 2023).

Basierend auf den fallübergreifenden empirischen Befunden meiner biographie- und mehrgenerationenanalytischen Forschung zur intergenerationalen Weitergabe der kollektivgeschichtlichen Erfahrung von Verfolgung im Nationalsozialismus werde ich nach einer kurzen Skizze des biographietheoretischen Zugangs zur Tradierung der Erfahrung vergangener Erlebnisse aufzeigen, dass tabuisiertes und marginalisiertes Wissen über vergangene Erfahrungen in non-verbalen Interaktionen und über biographische Handlungsstrukturen vermittelt wird und dabei gegenwärtige

Familienstrukturen formt, die wiederum wie eine Art Gedächtnis vergangene Erfahrungen wiedergeben. Abschließend wird auf das familiensystemische Konzept der Delegation Bezug genommen, um zu erklären, wie es zur Vermittlung nicht-erzählter Anteile der Familiengeschichte und der biographischen Erfahrungen vorangegangener Generationen kommen kann.

Die sozialkonstruktivistische prozessorientierte Biographieforschung als Zugang zur Vermittlung

Allen sind sie uns vertraut, jene Tischgespräche bei Familienfeiern, bei denen das eine oder andere über die Vergangenheit erzählt wird, wobei durchaus verschiedene Perspektiven auf ein und dasselbe Ereignis zu Tage treten können. Manche Familienmitglieder dominieren mit ihren Geschichten den familialen Dialog, andere sagen nicht viel oder schweigen. Konflikte über die »richtige« Sichtweise auf die Vergangenheit sind dabei keine Seltenheit, aber auch das Bemühen, diese erst gar nicht entstehen zu lassen. Als Soziologin, die Konstruktionsprozesse von Familiengedächtnissen und intergenerationale Prozesse der Vermittlung von Vergangenheit untersucht, bin ich nicht so sehr daran interessiert, was nun eigentlich »wahr« ist oder »wirklich« geschehen ist, vielmehr interessiert mich die Frage, welche soziale Funktion und Wirkung diese unterschiedlichen Sichtweisen, der Konflikt oder dessen Vermeidung im familialen Dialog über die Vergangenheit haben. Welche Sichtweisen setzen sich durch und warum? Warum und wie werden bestimmte Erfahrungen vermittelt und andere wiederum nicht?

Aus einer biographietheoretischen Perspektive bedingen gesellschaftliche Verhältnisse und Diskurse sowie die biographische Bedeutung selbst- und fremderlebter Ereignisse die Art und Weise, wie erinnert und erzählt werden kann und darf. Auf der Basis von biographisch-narrativen Interviews¹ können im Rahmen biographischer Fallrekonstruktionen – wie sie Gabriele Rosenthal (1995) vorgeschlagen hat – Erinnerungsprozesse und biographische Handlungsstrukturen rekonstruiert werden. Der Zugang zum Nicht-Erzählten erfolgt dabei in doppelter Weise: erstens über die historische Rekonstruktion der Fallgeschichte, die anhand von kollektivgeschichtlichen und biographischen Strukturdaten aus den Interviews, Archiven und der Literatur erfolgt. Dieses Vorgehen begründet sich in dem Ansatz, dass sich Biographien und Erinnerungsprozesse in jeweils konkreten kulturell-historischen, sozialstrukturellen und regionalspezifischen Kontexten ausbilden, die nicht unbedingt erzählt werden, jedoch soziologisch von Bedeutung sind, da sich die biographische Erfahrungsaufschichtung in und mit diesen Kontexten vollzieht. Zweitens eröffnet sich ein Zugang über das Erzählte selbst, das immer auch Hinweise auf kopräasente, nicht erzählte oder verleugnete Themen enthält.² Aus diesem

1 Das biographisch-narrative Interview stellt das zentrale Erhebungsinstrument dar. Jedoch nutzt die soziologische Biographieforschung bereits seit ihren Anfängen vielfältige autobiographische Materialien und auch andere qualitative Methoden zur Datenerhebung wie etwa die teilnehmende Beobachtung oder Gruppendiskussionen.

2 Zu diesem auf Aaron Gurwitschs Gestalttheorie basierenden Ansatz siehe Rosenthal 1995.

Grund ist die vorgenommene Trennung von verbaler und non-verbaler Vermittlung zunächst als rein analytische anzusehen. In der konkreten empirischen Auswertung sind beide Formen aufeinander bezogen. In welchem Verhältnis sie zueinander stehen, ist vom konkreten Fall abhängig.

In der sozialkonstruktivistischen prozessorientierten Biographieforschung sind kollektive Gedächtnisse unabdingbarer Teil der biographischen Erfahrungsaufschichtung und damit jeden menschlichen Geworden-Seins. In biographischen Selbstpräsentationen – wie sie in biographisch-narrativen Interviews evoziert werden – beziehen sich Biograph*innen auf die Wissensbestände jener kollektiven Gedächtnisse, zu denen sie Zugang haben. In Anlehnung an Maurice Halbwachs werden kollektive Gedächtnisse nicht als Speicher und damit als ein Abbild von Wissen über vergangene Erfahrung verstanden, sondern sie *rekonstruieren* Vergangenheit. Die Rekonstruktion erfolgt dabei keineswegs beliebig, sondern je nach ihrer Funktion für die Gegenwart bestimmter sozialer Gruppierungen. Kollektive Gedächtnisse beinhalten den zu einem bestimmten Zeitpunkt vorhandenen und von Machtverhältnissen geformten und geteilten Wissensbestand über die erlebte und gelebte Vergangenheit. Sie stellen somit jene Deutungsangebote zur Verfügung, die in der öffentlichen und privaten Erinnerungspraxis aufgegriffen und bearbeitet werden, sodass kollektive Gedächtnisse stets auch wieder hervorgebracht werden und keine fixen Gebilde darstellen (Erl 2005).

Das Besondere kollektiver Gedächtnisse liegt in ihrer sozialen Funktion. Es können jene Ereignisse erinnert werden, die von den Mitgliedern einer sozialen Gruppierung oder Gruppe nicht unmittelbar selbst erlebt worden sein müssen (Elias 2003: 297) – ein Umstand, der für den vorliegenden Beitrag von enormer Bedeutung ist. Zudem generieren kollektive Gedächtnisse immer mehr oder weniger homogene Wir-Bilder (ebd.).

Die sozialkonstruktivistische prozessorientierte Biographieforschung betont in diesem Zusammenhang, dass das Erinnern wie jedes Handeln an Subjekte gebunden ist, und dass Individuen eine Eigenleistung im Sinne einer Bewusstseinsleistung erbringen, die Erinnerung zu ordnen (Rosenthal 2010: 160, siehe dazu auch Assman 1992: 52). Denkt man also die aktive Eigenleistung des Individuums mit, bedeutet dies – auch in methodischer Hinsicht –, die biographische Erfahrungsaufschichtung in den Blick zu nehmen (Rosenthal 2010: 161). Was erinnert wird, ist in diesem Verständnis auch an die biographische Bedeutung gebunden, die ein Ereignis für das eigene Leben hat. Die in diesem Zusammenhang vollbrachte und auf sozialen Interaktionen beruhende biographische Ordnungsleistung konstituiert die individuelle Erinnerung mit und wirkt damit wiederum im Modus der Kommunikation auf das kommunikative Gedächtnis. Jedoch – und damit komme ich auf den Ausgangspunkt zurück – geht die individuelle Erinnerung nicht vollständig im kommunikativen Gedächtnis auf, sondern konstituiert auch biographische Handlungsstrukturen, schreibt sich in diese ein und wird in intergenerationalen Prozessen vermittelt. Welche Anteile vergangener Erfahrung sich einschreiben, ist keineswegs zufällig, wie ich noch zeigen werde, sondern gesellschaftlich bedingt.

Intergenerationale Vermittlung sozialer Scham: Fallbeispiele

Die im Folgenden dargestellten Befunde³ zur verbalen und non-verbalen Vermittlung vergangener Erfahrungen beziehen sich auf zwei Familien, deren Angehörige im Nationalsozialismus als ›Asoziale‹ und als ›Berufsverbrecher‹ kategorisiert und verfolgt wurden. Angehörige beider Gruppierungen kamen häufig aus dem subproletarischen Milieu, das als sozialer Ort des Hässlichen, Devianten und Abgründigen konstruiert war (vgl. Wimmer 2021). Es handelt sich um Lebensverhältnisse, die bereits zuvor in der Zwischenkriegszeit in sozialrassistischen Diskursen⁴ zunehmend abgewertet wurden. Angehörige dieses Milieus erlebten aufgrund vielfältiger Stigmatisierungen soziale Scham. Zwischen den Familien gibt es Unterschiede in der Art und Weise, wie die Angehörigen in die Verfolgungsmaschinerie der NS-Gesellschaft gelangten und auf welche Weise sie verfolgt und gequält wurden, gemeinsam ist ihnen jedoch die Erfahrung, dass ihre Verfolgungserfahrung bis heute kaum oder gar nicht Eingang in die öffentliche Erinnerungskultur gefunden hat.⁵ Wir sprechen in diesem Zusammenhang von einer fortwährenden Stigmatisierungserfahrung dieser NS-Opfer- und Überlebendengruppierungen. Im Unterschied zu anderen NS-Opfergruppierungen hatten sie keinen Zugang zu Opfer- und Überlebendenverbänden⁶ und damit auch nicht zu den von den Verbänden

3 Auf der Basis von biographisch-narrativen Interviews wurden biographische Fallrekonstruktionen durchgeführt. In dieser Methode (Rosenthal 1995) trägt die analytische Trennung von erzählter und erlebter Lebensgeschichte der Wechselbeziehung von Vergangenheit und Gegenwart Rechnung. Die gegenwärtige Lebenssituation, Diskurse und die Interaktion zwischen Forschenden und Interviewpartner*innen bestimmen die Gesamtsicht auf die Vergangenheit mit und damit auch, welche Vergangenheitsanteile in der Erinnerung vorstellig werden. Jedoch bestimmen auch die Erfahrungen vergangener Ereignisse, die sich über die Zeit hinweg als biographische Erfahrungsaufschichtung manifestieren, die Gegenwartsperspektive mit. Zur Erfassung der Vergangenheitsperspektive wird nicht nur eine erzählgenerierende Gesprächsführung in den Interviews eingesetzt, sondern die Analyse umfasst auch ausführliche (u.a. zeitgeschichtliche, juristische, politikwissenschaftliche) Literatur- und insbesondere auch Archivrecherchen zum kulturellen, kollektiv- und familiengeschichtlichen und regionalspezifischen Kontext. So soll rekonstruiert werden, wie eine Biographie zu einem bestimmten Zeitpunkt ein bestimmtes Ereignis erlebt hat, mit welchen Handlungsproblematiken sie konfrontiert ist, welche Handlungs- und Denkooptionen sich in diesem bestimmten gesellschaftlichen Kontext eröffnet haben, welche Wahl getroffen wurde und warum. Im Falle meiner Forschung bedeutet diese Vorgehensweise, dass die Familiengeschichte anhand zur Verfügung stehender historischer Daten rekonstruiert wird, wie sie quellenkritisch aus Archivdokumenten, Chroniken oder der Literatur gezogen werden können.

4 Siehe als Überblick zum Begriff »Sozialrassismus« Allex 2017.

5 In Österreich sind die als ›Berufsverbrecher‹ kategorisierten Verfolgten bis heute nicht als NS-Opfer offiziell anerkannt. Die Gruppierung der als ›asozial‹ Verfolgten wurde in Österreich vor wenigen Jahren anerkannt, in Deutschland wurde sie gemeinsam mit den ›Berufsverbrechern‹ im Jahr 2020 anerkannt.

6 Andreas Kranebitter und Dagmar Liske (2022) machen darauf aufmerksam, dass etwa jene, die aufgrund ihrer Vorstrafen in Konzentrationslager eingewiesen wurden, nach 1945 nicht von Beginn an aus dem NS-Opferkollektiv ausgeschlossen wurden. Der Ausschluss ging damit einher, »dass die Übernahme von Handlangerdiensten in den Konzentrationslagern und damit die (erzwungene) Beteiligung an NS-Verbrechen nunmehr fast ausschließlich mit den ehemaligen ›Kriminellen‹ im Lager identifiziert wurde« (212). Diesen Prozess bezeichnen die Autor*innen als zweite Stigmatisierung durch die Nachkriegsgesellschaften.

etablierten kollektiven Gedächtnissen, die zum Teil bis heute als Gegengedächtnisse der öffentlichen Erinnerungskultur fungieren. Als Beispiel können die KZ-Verbände genannt werden, in denen Widerstand gegen den Nationalsozialismus und NS-Gegner*innenschaft von Beginn an anerkennend erinnert wurden, wohingegen er etwa im offiziellen Österreich im Zuge der Etablierung des nationalen Opferdiskurses lange Zeit verleugnet wurde.⁷ Wenn nun die Verfolgungserfahrung von Angehörigen stigmatisierter NS-Opfer- und Überlebendengruppierungen weder offiziell noch in bestimmten Gruppen erinnert wird, dann hat dies Auswirkungen auf den familialen Dialog und das Familiengedächtnis: Es kommt erneut zum Erleben sozialer Scham in Bezug auf die Vergangenheit. Im Folgenden werde ich zeigen, dass nicht nur die verbale, sondern auch die non-verbale Vermittlung erlebter sozialer Scham und nicht-bearbeiteter traumatischer Erlebnisse Momente sind, die die Generationenbeziehungen in Familien stigmatisierter NS-Opfergruppierungen bis heute strukturieren.

Die Vermittlung erlebter Scham: Familie Berger⁸

Die Familie Berger steht wie auch die im Anschluss beschriebene Familie Stein/Stangl⁹ für jene Fälle, in denen die erlebte Scham über sozialen Aufstieg intergenerational bearbeitet und gleichzeitig vermittelt wird (vgl. Schäfer/Pohn-Lauggas/Kranebitter 2023, im Druck). In der Familie Berger haben wir Nachkommen in der Enkel- und Urenkelgeneration von Paul Berger interviewt.¹⁰ Paul Berger (geb. 1889) hatte eine Familie gegründet, als traumatisierter Heimkehrer aus dem 1. Weltkrieg konnte er jedoch nicht mehr an die familiäre Ordnung anschließen, es folgte die Scheidung von seiner Frau Auguste, er zog von Ort zu Ort, um Arbeit zu finden. Erinnert wird dies in der Familie als »Abwesenheit«.

7 Zum komplexen Verhältnis der Erinnerung an den NS-Widerstand mit dem nationalen Opferdiskurs siehe Pirker 2020.

8 Der Fall stammt aus dem laufenden DFG-Projekt »Gemeinschaftsfremde« und »Staatsfeinde«: *Intergenerationale Handlungs- und Erinnerungsstrukturen in Familien stigmatisierter NS-Opfer in Österreich und Deutschland* (442960441, Laufzeit: 2021–2025), das von mir mit Miriam Schäfer geleitet wird. Die sorgfältige empirische Analyse der Familie Berger wurde von Miriam Schäfer, Sarah Könecke und Victoria Taboada Gómez durchgeführt. Eine ausführlichere Darstellung des Falles findet sich in Schäfer/Pohn-Lauggas/Kranebitter 2023. Das Sample der als »kriminell« und/oder »asozial« Verfolgten besteht aus 12 Familien, in denen insgesamt 26 mehrstündige biographisch-narrative Interviews geführt und Familienskulpturen erstellt und zwei Familiengespräche durchgeführt wurden. Das Gesamtsample umfasst weitere Interviews mit Angehörigen von als Deserteure oder als Jehovas Zeugen Verfolgten bzw. von als homosexuell verfolgten Männern.

9 Beide Fälle sind anonymisiert.

10 Es wurden im Zeitraum von 2020 bis 2021 biographische-narrative Interviews geführt, die auf einer erzählgenerierenden, traumasensiblen und Erinnerungsprozesse unterstützenden Gesprächsführung basieren. Um die Interaktion zwischen Interviewenden und Interviewten in die biographischen Fallrekonstruktionen einbeziehen zu können, wurden detaillierte Memos zum Interaktionsverlauf und zum konkreten Kontext der Interviewsituation ab Beginn des Erstkontaktes verfasst. Es kann an dieser Stelle jedoch nicht für jedes Interview genauer darauf eingegangen werden. Zur Bedeutung der Interaktion für die Aushandlung von Familiennarrativen in diesem Forschungsfeld siehe insbesondere Kranebitter/Pohn-Lauggas 2022.

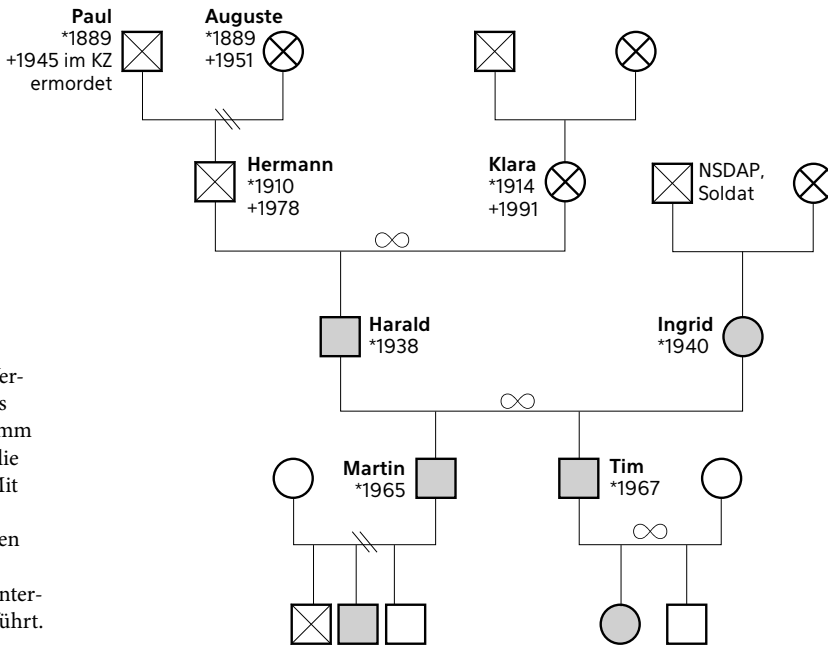


Abb. 1: Vereinfachtes Genogramm der Familie Berger. Mit den grau unterlegten Personen wurden Interviews geführt.

Anhand der wenigen Informationen in Archivdokumenten kann rekonstruiert werden, dass die Familienseite von Paul Berger einem subproletarischen Milieu zuzuordnen ist. Während sein 1910 geborener Sohn Hermann bereits 1929 Mitglied der SA und der NSDAP wurde und sich nach seiner Heirat und der Geburt seines Sohnes Harald 1939 freiwillig zur Wehrmacht meldete, wurde Paul Berger 1942 aufgrund verschiedener Vorstrafen wegen »Betteln«, »Obdachlosigkeit« und »Betrug« mit Haft- und Geldstrafen belegt. Nach Verbüßung einer Zuchthausstrafe wurde er 1944 als »asozial« kategorisiert und in ein Konzentrationslager überstellt, das er nicht überlebte.

Die Karriere seines Sohnes in der SA und dessen frühe Mitgliedschaft in der NSDAP können als Versuch gelesen werden, sich zu etablieren und einen sozialen Aufstieg zu vollziehen, und zwar entgegen der vorangegangenen Generation und in Abgrenzung zu ihr. Diese Etablierungsstrategie in der Kindergeneration bringt das Anliegen zum Ausdruck, die Instabilität und das Außenseitertum sowie das Defizitäre in der Lebenswelt der vorangegangenen Generation zu bearbeiten. Damit setzt in dieser Generation die Verleugnung der subproletarischen Herkunft und die Abwehr alles Defizitären ein. Mit dem Ende des Nationalsozialismus wurde dieser Weg allerdings unterbrochen und die Teilhabe an der NS-Gesellschaft wurde mit einem Schlag problematisch. Schuld- und Verantwortungsabwehr führten dazu, dass die NS-Täter*innenanteile der Familie verharmlost werden. Insbesondere die aktive und ideologisch überzeugte Teilhabe des Sohnes von Paul Berger an der NS-Gesellschaft wird zur Geschichte eines jugendlich-naïv überzeugten, aber unpolitischen Anhängers des Regimes und einfachen Soldaten

umgedeutet. Eine Umdeutung, die von den Nachkriegsdiskursen über die »saubere Wehrmacht« und soldatische Pflichterfüllung legitimiert wird. Die bereits im Nationalsozialismus einsetzende Verleugnung der NS-Verfolgung des ermordeten Paul Berger erfährt Kontinuität, da eine Thematisierung es mit sich bringen würde, die Fragen nach familialer NS-Täter*innenschaft stellen zu müssen. Die Verleugnungsstrategie wurde durch die von Schuldabwehr geprägten Nachkriegsdiskurse und insbesondere die Nicht-Aufnahme der Verfolgungserfahrung in die öffentliche Erinnerungskultur im postfaschistischen Nachkriegsdeutschland legitimiert. Hinzu kommt, dass das Erleben sozialer Scham aufgrund des auch nach 1945 noch existierenden und abwertenden Diskurses zu ›Asozialität‹ nicht endete. Dieses Spannungsfeld von Verleugnung der Verfolgungsvergangenheit und Verharmlosung der NS-Vergangenheit strukturiert das Familiengedächtnis der Familie Berger.

Die Konsequenz war, dass jene Anteile, die mit der Verfolgungsvergangenheit und dem Leben von Paul Berger in Verbindung stehen, verbal kaum vermittelt wurden. Die nachfolgenden Generationen wissen, von groben Eckdaten abgesehen, kaum mehr etwas über sein Leben in einer subproletarischen Lebenswelt oder über seine Teilnahme am 1. Weltkrieg, auch nichts Näheres von seiner Familiengeschichte. Seine Verfolgung und sein Leiden werden im familialen Dialog tabuisiert und sind mit Frageverboten belegt. Es verbleiben hingegen sozial abwertende Zuschreibungen im Familiengedächtnis. Jahrzehnte später, in den 2010er-Jahren, formuliert etwa Tim Berger, der 1967 geborene Urenkel von Paul Berger: »aber mich irritiert bis heute dass man, auf der einen Seite einen Vater hat, der, ja Penner ist, und Kleinkrimineller, und man selber ist dann in seiner SA Organisation die ja wesentlich pf- ja auf Zucht und Ordnung achtet«.

Er fragt sich, wie es möglich war, dass sein Großvater in einer auf »Zucht und Ordnung« angelegten Organisation wie der SA bestehen konnte, wenn dessen Vater ein »Penner« war. In seinen Zuschreibungen wird die Verfolgung als selbstverschuldet und individualisiert dargestellt, sein Urgroßvater abgewertet. Sein Großvater wiederum wird aufgewertet, der es geschafft hat, trotz seiner Herkunft, kein »Penner« zu werden.¹¹ Auffallend ist hier, dass nicht die Teilnahme des Großvaters in der SA problematisiert wird, sondern der soziale Ort des Urgroßvaters Paul Berger Abwertung erfährt. Es wird deutlich, dass die soziale Konstruktion von ›Asozialität‹ und die jahrzehntelange Stigmatisierung stärker wirken als die Verleugnung der NS-Tätervergangenheit.

Das Erleben sozialer Scham mündet in der Verleugnung der Verfolgungsvergangenheit. Verlässt man die Ebene des Familiengedächtnisses und wechselt zu jener der biographischen und intergenerationalen Handlungsstrukturen, so wird deutlich, dass die Strategie des sozialen Aufstiegs und der Etablierungsversuche als eine zentrale Form von Vermittlung der Vergangenheit zu werten ist. Diese Handlungsstruktur zeigt sich in allen Generationen bis zur Urenkelgeneration. Sozialer Aufstieg bedeutet, sich

11 Die damit deutlich werdende Kontinuität eines erbbiologischen Diskurses kann als eine weitere wesentliche Struktur im Familiengedächtnis benannt werden, die hier jedoch nicht näher ausgeführt wird.

biographisch und familial vom ›sozialen Unten‹¹² zu distanzieren, von jenem sozialen Ort also, der auch heute noch als defizitär angesehen wird und stärker als andere soziale Orte von staatlichen Zugriffen betroffen ist. Über den intergenerationalen Auftrag, sozial aufzusteigen, werden die erlebte Schamerfahrung, der erlebte soziale Ausschluss und die soziale Ächtung biographisch und familial bearbeitet und darüber gleichzeitig als auf die Vergangenheit bezogene familiäre und biographische Themen vermittelt.

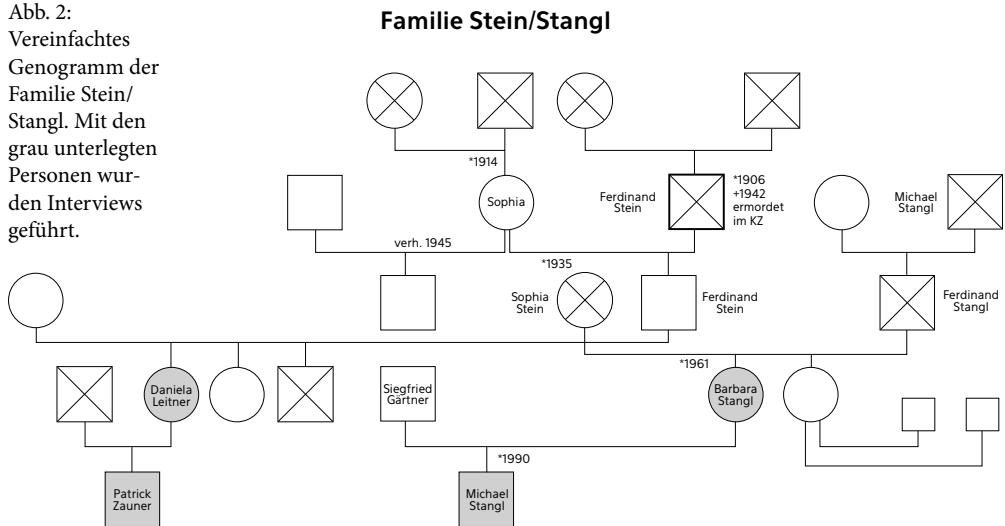
Der Versuch der Etablierung und des sozialen Aufstieges der Kindergeneration wurde durch die Niederschlagung des Nationalsozialismus durchbrochen. In der Ende der 1930er-Jahre geborenen Enkelgeneration zeigen sich die Etablierungs- und Aufstiegsstrategien in zwei Verläufen: erstens über den Rückzug ins Private, der von Entpolitisierung und Verharmlosung des NS-Täter*innenanteils der Familie begleitet wird. Ein zweiter Weg ist die Migration der Enkelgeneration ins Ausland, wo es zeitweise gelingt, sich in ein bürgerliches Milieu von Auslandsdeutschen zu integrieren. Zwar wird dieses Migrationsprojekt dann abgebrochen, doch nach der Rückkehr nach Deutschland ist die Enkelgeneration weiter geographisch mobil und erreicht über einen technischen Beruf ohne Studium eine ökonomische Absicherung. Die Ende der 1960er-Jahre geborene Urenkelgeneration – repräsentiert durch zwei Brüder – spaltet sich auf. Ein Urenkel vollzieht einen steilen sozialen Aufstieg als Dramaturg und stellt so die maximale soziale Distanz zum subproletarischen Herkunftsmilieu seiner Familie her; die aufgrund des fehlenden sozialen und kulturellen Kapitals erlebte Fremdheitserfahrung im bildungsbürgerlichen Milieu prägen allerdings seine Biographie. Sein Bruder verbleibt hingegen auf den »technisch« ausgerichteten familialen Berufswegen, er ist nicht politisch oder intellektuell aktiv und im Gegensatz zu seinem Bruder »sesshaft«. Scheint hier der soziale Aufstieg abgeschlossen, ist der Bruder noch mit der Herausforderung konfrontiert, habituelle Sicherheit in einem für ihn fremden Milieu zu gewinnen.

12 Zu Recht weisen zahlreiche Sozial-, Kultur-, und Geisteswissenschaftler*innen auf die Problematik der wertenden Zuschreibung hin, die der wissenschaftlichen Verwendung von Etikettierungen wie dem ›sozialen Unten‹ anhaftet. Rolf Lindner schreibt dazu: »Gemeinsam ist all diesen Etikettierungen die Vermischung von sozialen und moralischen Kriterien oder genauer: die moralische Klassifizierung des Sozialen« (2008: 15). Wie in meinem gemeinsam mit Andreas Kranebitter verfassten Beitrag (2022) zur Präsenz des Subproletarischen in den Erinnerungen und Familienstrukturen von NS-Opfern argumentiert, stellt unseres Erachtens eine Nicht-Benennung jedoch keine analytische Lösung dar, sondern trägt vielmehr dazu bei, den abwertenden Blick auf die soziale Unterschicht und moralische Klassifizierung und damit auch ihre gesellschaftliche Wirkmächtigkeit unsichtbar zu machen. Es gilt vielmehr, den der problematischen und zu problematisierenden Bezeichnung innenwohnenden gesellschaftskritischen Impetus zu betonen: »Wer von ›Unterschicht‹ spricht, muss auch von ›Oberschicht‹ sprechen und damit von Herrschaft, Macht und struktureller Ungleichheit. Selbst im gesellschaftsanalytisch so unpräzisen Begriff der Unterschicht klingt immer noch die diskursiv längst ad acta gelegte Klassengesellschaft an. Der Begriff signalisiert, dass es eine Bevölkerungsschicht gibt, die strukturell benachteiligt ist« (Lindner 2008: 15). Diese Überlegung führten zur Entscheidung, von ›Unterschicht‹ zu sprechen, wenn es analytisch um die soziale Position der verfolgten Angehörigen geht, in der Fremdbezeichnung aber vom »Subproletarischen«, bei dem es um einen abwertenden Herrschaftsbegriff geht. In welcher Weise sich die Verfolgte davon wiederum eigensinnig distanzieren, wird in Kranebitter/Pohn-Lauggas empirisch fundiert ausgelotet (2022).

Soziale Grenzziehungen und Familienspaltung als Vermittlung erlebter Scham: Familie Stein/Stangl¹³

Ferdinand Stein (geb. 1906) wurde als »Berufsverbrecher« kategorisiert, ins Konzentrationslager deportiert und dort ermordet. Im Familiengedächtnis, das wir auf Basis von vier Interviews mit Urenkel- und Enkelkindern rekonstruieren konnten, wird wie bei der Familie Berger kein Wissen über seine Lebensverhältnisse, hier in der nördlichen Grenzregion Österreichs, vermittelt, sondern nur, dass er als Schmuggler aktiv war. Nach intensiven historischen Recherchen können wir davon ausgehen, dass Ferdinand Stein und seine Frau Sophia aus einem subproletarischen Milieu stammten. Mit dem Beginn der nationalsozialistischen Verfolgung wurde Ferdinand Stein als »Berufsverbrecher« etikettiert. Die genauen Gründe für die Deportation sind nicht tradiert, denn es fehlen weitere Archivmaterialien; der frühe Zeitpunkt der Deportation weist jedoch darauf hin, dass Ferdinand Stein »auffällig« geworden ist, was meist bedeutet, sich Obrigkeiten widersetzt zu haben. Der durch die Deportation vollzogene Ausschluss aus der »Volksgemeinschaft« bedeutete für Sophia und ihre beiden Kinder soziale Ächtung und damit verbunden das Gefühl der sozialen Scham. Die Tochter Sophia (geb. 1935) musste erleben, dass ihr Lehrer sie schlägt und sie dabei als »Kind eines Verbrechers« beschimpft und beschämt. Ihre Tochter Barbara Stangl (geb. 1961) erinnert sich im Interview, dass ihre Mutter ihr immer wieder gesagt habe »sie haben ja immer gesagt mein Vater war ein Verbrecher, ich bin das Kind eines Verbrechers«¹⁴. Wir können davon ausgehen, dass die erlebte Stigmatisierung als Kind sich in das Selbstbild von Sophia einschrieb, und die

Abb. 2:
Vereinfachtes
Genogramm der
Familie Stein/
Stangl. Mit den
grau unterlegten
Personen wur-
den Interviews
geführt.



erfahrene soziale Scham auch als soziale Angst vor weiterem Ausschluss und vor Ächtung wirkte, denn »[n]icht allein dem Bösen in uns gilt die menschliche Scham, sondern auch dem Schwachen, dem Hässlichen und dem Defizitären« (Neckel 1993: 249). Ohne auf den weiteren Verlauf der Familiengeschichte einzugehen, kann festgehalten werden, dass die Erfahrung der sozialen Scham sowohl im familialen Dialog und damit im kommunikativen Gedächtnis der Familie als auch auf der Ebene der intergenerationalen Handlungsstrukturen vermittelt wird. Diese Vermittlung auf beiden Ebenen kann mit folgendem Satz auf den Punkt gebracht werden: »Werdet keine Verbrecher«. Spricht die Witwe Sophia Stein diesen Satz ihren Kindern gegenüber noch aus, tun die nachfolgenden Generationen dies nicht mehr. Dennoch wird die Handlungsanweisung für sie zum zentralen Bezugspunkt biographischen Handelns und strukturiert die familialen Grenzziehungen und Bindungs- wie Ablösungsstrukturen bis in die Gegenwart.

Zentrale biographische Handlungsstrukturen der nachfolgenden Generationen sind, wie bei der Familie Berger, auch dahingehend ausgerichtet, sich vom sozialen Ort des Subproletariats durch einen Bildungsaufstieg zu distanzieren, in diesem Fall jedoch zusätzlich mit dem Engagement in sozialdemokratischen Institutionen. Die Distanzierung erfolgt auch über soziale Grenzziehungen im Alltagsleben. Dies zeigt sich in vielfältiger Weise: etwa indem Sophia, die Tochter von Ferdinand und Sophia Stein, sich nach ihrer Heirat mit Ferdinand Stangl und der Geburt von zwei Töchtern entscheidet, nach Wien zu ziehen, um ein Arbeiterleben im Gemeindebau zu beginnen. Damit vollzieht das Ehepaar eine Distanzierung vom sozialen Ort der Herkunftsfamilie. Barbara Stangl, die Tochter von Ferdinand und Sophia Stangl, erzählt zudem: »und d- die [ein anderes Mädchen im Gemeindebau, Anm. PL] war [...] den ganzen Tag auf der Gasse und ja da hat man dann schon haben auch meine Eltern (1) Klassendünkel gehabt [...] oh Gott das ist das s Gesindel ja [...] Händ' weg von denen«. Die Grenzziehung zeigt sich hier in dem Bemühen, die eigenen Kinder nicht im Hof des Gemeindebaus mit jenen des zugeschriebenen »sozialen Untens« spielen zu lassen, sondern ihre Freizeit in etablierten Kinder- und Jugendorganisationen zu planen.

Mit der Migration von Sophia und Ferdinand Stangl in die Stadt beginnt jedoch auch ein Grenzziehungsprozess innerhalb der Familie. Barbara Stangl hat als Enkelin immer weniger Kontakt zur der auf dem Land gebliebenen Familie. In der Urenkelgeneration ist die Spaltung der Familie vollständig vollzogen, Barbaras Sohn hat keinen Kontakt zum anderen Familienzweig¹⁵ und weiß nichts mehr über ihn. Die Spaltung geht einher mit einer wechselseitigen Abwertung in der Enkelgeneration: Jene, die in der Stadt leben und sich dort etabliert haben, werten die anderen, die nicht migriert sind, über die Zuschreibung von Alkoholproblemen, Arbeitslosigkeit und Gewalttätigkeit ab. Und jener Familienzweig, der nicht migriert ist, wertet den in der Stadt lebenden Familienzweig als überheblich ab. Die Spaltung der Familie ist in diesem Fall als Folge der intergenerationalen Vermittlung einer schambesetzten Verfolgungsvergangenheit zu lesen, die insbesondere auch durch den Ausschluss dieser Verfolgungserfahrung aus der öffentlichen Erinnerungskultur und das Fehlen kollektiver Gegengedächtnisse bedingt ist.

15 In diesem Zweig wurden zwei Personen interviewt. Siehe Genogramm.

Delegation und Vermittlung

Ich habe mit den vorliegenden Fällen versucht zu zeigen, dass die Vermittlung der Vergangenheit nicht ausschließlich auf das kommunikative und letztendlich auch nicht auf das kulturelle Gedächtnis (Assmann 1988) reduziert werden kann. Der familiäre Dialog kann unbestritten als zentraler Modus angesehen werden, in welchem in kommunikativen Erinnerungsakten Vergangenheit vermittelt, diskutiert und potenziell neu gedeutet wird. Wie sich die Erinnerungsprozesse in familialen Dialogen ausgestalten und dabei Familiengedächtnisse konstruieren, ist nicht nur bedingt durch andere kulturelle Gedächtnisse und deren Vergangenheitsdiskurse, sondern vor allem auch »durch die internalisierten sozialen Regeln und die in der Situation des Sprechens über Erinnerungen ausgeübte Kontrolle der ZuhörerInnen« (Rosenthal 2010: 157). Sie umfassen gesellschaftlich vermittelte Regeln darüber, wer in der Familie wem gegenüber wie sprechen darf. Am deutlichsten werden diese Regeln des Sprechens in Bezug auf marginalisierte oder tabuisierte Themen wie etwa die Erfahrungen von Delinquenz und einer subproletarischen Herkunft. Die Regeln führen in familialen Dialogen zu Frageverboten und Schweigegeboten, sodass das Nicht-Erzählte, das Verleugnete und das Dethematisierte immer inhärenter Teil von familialen Dialogen und damit auch unmittelbarer Teil von Vermittlung und Weitergabe sind. Hinter dem Nicht-Erzählten und insbesondere dem Verleugneten liegen meist biographisch relevante, jedoch unbewältigte und gesellschaftlich abgedrängte Themen der vorangegangenen Generationen verborgen. Als Familiengeheimnisse stellen sie die nicht ausgesprochenen Teile der Erinnerung dar.

Um zu verstehen, wie das Nicht-Erzählte auf die nachfolgenden Generationen wirkt, kann der Ansatz der psychoanalytisch orientierten Mehrgenerationen-Familientherapie herangezogen werden (Stierlin 1982; Boszormenyi-Nagy/Spark 1992, grundlegend für die Biographieforschung Rosenthal 1997). Mit dem darin zentralen Konzept der Delegation kann erklärt werden, wie es zur Vermittlung nicht-erzählter Anteile der Familiengeschichte und der biographischen Erfahrungen vorangegangener Generationen kommt: Ein Kind (vorzugsweise ein Jugendlicher), das »delegiert« wird, erhält die Erlaubnis und Ermutigung, aus dem elterlichen Umkreis herauszutreten – aber nur bis zu einem gewissen Punkt. Es wird sozusagen an der langen Leine gehalten, und seine Freilassung erfolgt nur bedingt und begrenzt. Eine solche spezielle Bedingung ist bereits in dem ursprünglichen lateinischen Verb *delegare* enthalten, das erstens aussenden und zweitens mit einer Mission betrauen bedeutet (Stierlin 1982: 24).

Delegationen sind als eine Form von transitiven und reziproken intergenerationalen Beziehungsmodi konzipiert. Im Beziehungsmuster der Delegation bekommen Kinder einen Auftrag, der den (unbewussten) Wünschen, Ambivalenzen oder Konflikten der Eltern oder eines Elternteils entspricht. Sie beinhalten entsprechende Handlungsanweisungen für Nachkommen und binden diese gleichzeitig an diejenigen, die delegieren. Nachkommen bleiben den Delegierenden verpflichtet (ebd., siehe auch Boszormenyi-Nagy/Spark 1992). Die Handlungsanweisungen werden sowohl in verbalen als auch in non-verbalen Interaktionen erlebt und auf diese Weise für die Nachkommen zu unmittelbaren, eigenen erlebten Erfahrungen (Rosenthal 1997: 58). In mehreren Studien wurde aufgezeigt, dass gerade das Nicht-Erzählte in Form von Delegationen vermittelt wird und Wirkung

entfaltet, denn das im Nicht-Erzählten vorhandene Nicht-Verarbeitete und Unbewältigte muss von den nachfolgenden Generationen ausagiert und mit Phantasien gefüllt werden (vgl. Grünberg 1991; Rosenthal 1999).

Dies gilt auch für die dargestellten Fälle. In intergenerationalen Handlungsanweisungen wird die erlebte Vergangenheit an die nachfolgenden Generationen vermittelt. In diesem Sinne kann Vermittlung auch als biographische und intergenerationale Bearbeitung der Vergangenheit gelesen werden.

Literatur

- ALEX, Anne (2017): *Sozialrassistische Verfolgung im deutschen Faschismus. Kinder, Jugendliche, Frauen als sogenannte »Asoziale« – Schwierigkeiten beim Gedenken*, Neu-Ulm: AG SPAK Bücher.
- ASSMANN, Jan (1988): »Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität«. In: *Kultur und Gedächtnis*, hg. v. dems. Tonio Hölscher, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 9–19.
- ASSMANN, Jan (1995): »Erinnern, um dazuzugehören. Kulturelles Gedächtnis, Zugehörigkeitsstruktur und normative Vergangenheit«. In: *Generation und Gedächtnis*, hg. v. Kristin Platt/Mihran Dabag, Opladen: Leske und Budrich, 51–76.
- ASSMANN, Jan (1992): *Das kulturelle Gedächtnis*, München: Beck.
- BOSZORMENYI-NAGY, Ivan/SPARK, Geraldine M. (1992): *Unsichtbare Bindungen*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- ELIAS, Norbert (2003): *Die Gesellschaft der Individuen*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- ERLL, Astrid (2005): *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen: Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar: Metzler.
- GRÜNBERG, Kurt (1991): »Die Generation nach der Shoah: Eine psychologische Untersuchung über Nachkommen von Überlebenden der nationalsozialistischen Judenverfolgung«. In: *Schicksal der Verfolgten*, hg. v. Hans Stoffels, Berlin: Springer, 173–189.
- KRANEBITTER, Andreas/LIESKE, Dagmar (2022): »Die zweite Stigmatisierung ›Asoziale‹ und ›Berufsverbrecher‹ als NS-Opfer in Westdeutschland und in Österreich nach 1945.« In: Stiftung Hamburger Gedenkstätten und Lernorte zur Erinnerung an die Opfer der NS-Verbrechen in Kooperation mit der Arbeitsgemeinschaft der KZ-Gedenkstätten in der Bundesrepublik Deutschland (Hg.): *NS-Verfolgte nach der Befreiung. Ausgrenzungserfahrungen und Neubeginn* (=Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung, Band 3). Göttingen: Wallstein Verlag, 203–216.
- KRANEBITTER, Andreas/POHN-LAUGGAS, Maria (2022): »›Meine mundmäßige Familie‹: Zur Präsenz des Subproletarischen in Erinnerungen und Familienstrukturen von NS-Opfern«. In: *zeitgeschichte* 49: 4, 573–598.
- LINDNER, Rolf (2008): »›Unterschicht‹ Eine Gespensterdebatte«. In: *Unterschicht: Kulturwissenschaftliche Erkundungen der »Armen« in Geschichte und Gegenwart*, hg. v. Rolf Lindner/Lutz Musner, Freiburg i. Br./Wien: Rombach, 9–18.
- NECKEL, Sighard (1993): »Achtungsverlust und Scham: Die soziale Gestalt eines existentiellen Gefühls«. In: *Zur Philosophie der Gefühle*, hg. v. Hinrich Fink-Eitel/Georg Lohmann, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 244–265.

- PIRKER, Peter (2020): »The Victim Myth Revisited: Politics of History in Austria up until the Waldheim Affair«. In: *Contemporary Austrian Studies* 29, 153–174.
- ROSENTHAL, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*, Frankfurt/Main: Campus.
- ROSENTHAL, Gabriele (1997): »Zur interaktionellen Konstitution von Generationen. Generationenabfolgen in Familien von 1890–1970 in Deutschland«. In: *Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung*, hg. v. Jürgen Mansel/Gabriele Rosenthal/Angelika Tölke, Opladen: Westdeutscher Verlag, 57–73.
- ROSENTHAL, Gabriele (Hg.) (1999): *Der Holocaust im Leben von drei Generationen: Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*, 3. korr. Aufl., Gießen: Psychosozial Verlag.
- ROSENTHAL, Gabriele (2000): »Historische und familiäre Generationsabfolgen«. In: *Generationen in Familie und Gesellschaft*, hg. v. Martin Kohli/Marc Szydlic, Opladen: Leske und Budrich, 162–179.
- ROSENTHAL, Gabriele (2010): »Zur Interdependenz von kollektivem Gedächtnis und Erinnerungspraxis: Kulturosoziologie aus biographietheoretischer Perspektive«. In: *Kulturosoziologie. Paradigmen, Methoden, Fragestellungen*, hg. v. Monika Wohlrab-Sahr, Wiesbaden: VS für Sozialwissenschaften, 151–175.
- SCHÄFER, Miriam/POHN-LAUGGAS, Maria/KRANEBITTER, Andreas (2023): »Als ›asozial‹ und ›kriminell‹ verfolgt, als ›Penner‹ und ›Verbrecher‹ erinnert: Zu den Auswirkungen tradierter Stigmatisierung auf Erinnerung und intergenerationale Handlungsstrukturen«. In: *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 47: 1–2, 35–56.
- STIERLIN, Helm (1982): *Delegation und Familie: Beiträge zum Heidelberger familiendynamischen Konzept*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- WIMMER, Christopher (2021): *Lumpenproletariat: Die Unterklassen zwischen Diffamierung und revolutionärer Handlungsmacht*, Stuttgart: Schmetterling Verlag.